

# In freier Stunde

## Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(1. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

Auf einer leichten Anhöhe inmitten seiner hundertjährigen Eichen lag der Heidbrinkhof in der Glut der Junisonne. Breit und behäbig das mächtige Wohnhaus in der alten niederländischen Bauart mit den gekreuzten Pferdeköpfen am Giebel, daran anschließend Scheunen und Stallungen, die den großen Hofplatz umrahmten. Von hier führte schnurgerade eine Eichenallee zur Landstraße, mitten hindurch zwischen fruchtbaren Feldern. Rechts vom Hause, nach der Landstraße zu, lag der Ziergarten und daran anschließend der Gemüsegarten. Hier machte alles ein wenig einen verwahrlosten Eindruck. Nun ja, der junge Besitzer des Hofes bekümmerte sich ja nicht darum, und die Lene, die schon seit 25 Jahren, seit dem Tode der Hausfrau, den Haushalt führte, wurde alt und konnte auch nicht mehr überall sein.

Die Heidbrinks waren ein altes Bauerngeschlecht, hart und zäh wie die Eichen ihres Hofes. So war auch der alte Heidbrink gewesen, der nun seit einem Jahre auf dem Dorffriedhofe ruhte. Er war in seinem Leben nicht vom Glück verwöhnt worden. In seiner Jugend liebte er ein armes, hübsches Mädchen, eine junge Waise, die auf seinem Hofe in der Umgegend bei entfernten Verwandten Zuflucht gefunden hatte. Aber sein Vater wollte sie ihm nicht geben. Geld mußte zu Geld! So war es immer Brauch gewesen. — Er fügte sich und führte eine reiche Bauertochter heim. Aber schon nach zwei Jahren trug man sie wieder hinaus: Die Geburt eines Sohnes hatte ihr das Leben gekostet. Wenige Monate später starb der Vater ebenfalls, und bald darauf begannen die Leute zu munkeln, der Heidbrinkbauer habe die Beziehungen zu seiner Jugendliebe wieder aufgenommen und werde sie nun doch heiraten. Man schüttelte die Köpfe und warnte. Eine Städterin und noch dazu eine Süddeutsche, die den schwerfälligen Niederachsen so wesensfremd war, die paßte doch nicht auf den Heidbrinkhof! Aber was half's! Der kleine Wilhelm bekam eine Stiefmutter und ein paar Jahre später einen Stiefbruder!

Eine so fröhliche und lustige Zeit hatte der Heidbrinkhof noch nie gesehen. Leben und Sonne brachte die junge Frau ins Haus, sang und lachte den ganzen lieben Tag. Und das Gesicht des Bauern strahlte, und er glaubte, das Glück mit beiden Händen am Schopfe zu halten. Und wie bald kam's anders! Als der kleine Johannes drei Jahre alt war, trug man wieder einen Sarg vom Heidbrinkhofe, und der Bauer war zum zweiten Male Witwer. Eine kurze, tödliche Krankheit hatte die junge Frau dahingerafft.

Der Bauer gebärdete sich wie ein Verzweifelter, man fürchtete um seinen Verstand. Und wenn er mit der Zeit auch ruhiger wurde, ganz überwand er diesen Schlag nie! Er wurde ein finsterner, verschlossener Mann. Seine ganze Liebe aber übertrug er auf seinen jüngsten Sohn. Der kleine Hanns wuchs zu einem hübschen Knaben heran, ganz und gar das Ebenbild seiner toten Mutter. Er hatte ihr leichtes Blut, ihr frohes Lachen, ihre dunklen Augen. Sein Vater verzog und vergötterte ihn beipielloos. Er erfüllte ihm jeden Wunsch und hatte nie ein strafendes Wort für ihn. Seinen Ältesten dagegen beachtete er kaum. Er sah gar nicht, wie bitter Wilhelm unter dieser Zurücksetzung litt, wie brennend er sich nach einem guten Wort, nach einem bißchen Liebe sehnte. Wilhelm war für ihn nur das Kind der ungeliebten, aufgezwungenen Frau, das er nur als Last empfand und manchmal förmlich zu hassen glaubte.

Die Kluft zwischen Vater und Sohn wurde mit der Zeit immer größer, und als Wilhelm sechzehn Jahre alt war, trat die Katastrophe ein. Wegen eines leichtsinnigen Streiches Wilhelms kam es zu einem furchtbaren Auftritt. Niemand erfuhr so recht die Ursache, aber seit dieser Stunde war der älteste Sohn vom Heidbrinkhofe verschwunden. Einem Verwandten seiner ersten Frau erklärte der Bauer, er sei davongelaufen nach Amerika, und einige Jahre später durcheilte die Gemeinde die Nachricht, er sei drüben gestorben. Man verurteilte allgemein das Verhalten des Bauern, aber dieser kümmerte sich wenig darum. Seine ganze Liebe und Sorge galt seinem jüngsten und einzigen Sohne. Für ihn arbeitete und sparte er. Aber dem jungen Heidbrink, der inzwischen heranwuchs, saß das Geld recht locker in der Tasche, und man erzählte sich manchen leichtsinnigen Streich von ihm. Der Krieg kam, und auch Hanns mußte fort, geleitet von der zitternden Sorge seines Vaters. Er kehrte gesund heim, aber die bösen Jahre waren nicht spurlos an seinem Charakter vorübergegangen. Früher war er, wenn auch leichtsinnig, so doch fügsam und gutwillig gewesen; nun aber zeigte es sich, daß er sehr eigenwillig und selbständig geworden war, und sein Leichtsinn hatte sich auch nicht gebessert. Der alte Heidbrink erntete jetzt die Früchte seiner Erziehung. Der Sohn war ihm über den Kopf gewachsen, und es blieb ihm schließlich nichts anderes übrig, als ihn für ein paar Jahre fortzuschicken. „Zur Erweiterung seiner landwirtschaftlichen Kenntnisse“, wie er zu den Nachbarn sagte. Die Inflation kam und verschlang alles, was der Bauer zusammengepart und

angehäuft hatte in lebenslanger, mühseliger Arbeit. Das verbitterte ihn ungemein. Er wurde noch ver- schlossener, noch unzugänglicher; seine Sparsamkeit artete in Geiz aus.

Als der Sohn nach ein paar Jahren heimkehrte, verschlechterte sich das Verhältnis zwischen den beiden noch. Hanns war der Betrieb auf dem Hofe zu alt- modisch geworden. Er wollte ihn modernisieren, aber der Alte wehrte sich mit Händen und Füßen. Jetzt noch sei er der Herr, so lange er lebe, solle alles unverändert bleiben. —

Da ging der Sohn einfach wieder fort, nahm eine Stelle als Verwalter auf einem Gute in der Nähe Hannovers an. Es wäre bei fremden Leuten besser auszuhalten als bei dem wunderlichen Alten, meinte er. Möchte der sehen, wie er fertig wurde! Und so genoß Hanns in seiner freien Zeit sein Leben in vollen Zügen. Mein Gott, man war nur einmal jung!

Einsam und verbissen raderte und schuftete der Alte indessen weiter. Könnte sich nicht die kleinste Er- holung, drehte jeden Pfennig zehnmal um, bevor er ihn ausgab, handelte und schacherte, um bei jedem Stück Vieh, das er verkaufte, das Neuzerster herauszuschlagen und häufte von neuem Geld auf Geld. „Der Junge wird's schon wieder klein kriegen,“ tuschelte man hinter seinem Rücken.

Vor einem Jahre hatte nun ein Gehirnschlag ganz plötzlich seinem Leben ein Ende gemacht. Einsam und verlassen war er gestorben.

„Geschieht ihm recht,“ sagten die Leute. „Eine Strafe dafür ist's, daß er seinem Ältesten kein Vater gewesen ist, daß er ihn hinausgejagt hat in die Fremde, wo er gestorben und verdorben ist. Und wo ihm doch von Rechts wegen der Heidbrinkhof gehört hätte!“

Hanns Heidbrink kam auf die Nachricht vom Tode seines Vaters sofort heim und übernahm den Hof. Ein Jahr regierte er ihn nun, und wie vieles hatte sich in dieser Zeit verändert. Neuzerlich hatte das Haus zwar seine Gestalt behalten, aber von innen war es total umgebaut und neuzeitlich eingerichtet worden. Die elektrische Licht- und Kraftanlage war bis ins kleinste durchgeführt, alle möglichen modernen Maschinen waren oder wurden noch angeschafft. Die Bauern der Nachbarschaft schüttelten die Köpfe. Und dazu noch der flotte Lebenswandel — das konnte kein gutes Ende nehmen! Man munkelte bereits von einer Hypothek von beträchtlicher Höhe. Freilich, seine Felder und seinen Viehbestand hielt er gut in Schutz, das mußte man sagen, wenn er auch manches anders machte wie andere Bauern und selber nicht gern schwitzte.

Hanns Heidbrink kümmerte sich herzlich wenig um die Meinung anderer Leute. Mochten sie reden und sich darüber aufregen, wenn er mal etwas Außer- gewöhnliches tat, das war ihm höchst gleichgültig. Sie hatten gewiß auch in den letzten Tagen wieder die Köpfe geschüttelt.

Es war lange schlechtes Wetter gewesen, bis vor einigen Tagen plötzlich ein Umschwung eintrat. Da stürzte sich natürlich alles Hals über Kopf auf die Heu- ernte, die ohnehin schon hinausgezögert worden war. Alle waren fieberhaft tätig, nur Hanns Heidbrink nicht. Der unternahm erst noch mal eine kleine Reise. Milla Luz, eine hübsche, kleine Tänzerin, die er in Hannover kennengelernt hatte, schrieb ihm von einem Badeorte aus, er möge sie doch einmal dort besuchen. Da hatte ihn die Lust gepackt, einmal wieder loszukommen von dem gleichmäßigen Trott des Alltags, und er war kurzerhand für ein paar Tage hingefahren. Sein Heu würde er schon unter Dach kriegen, wenn er auch ein paar Tage später mit der Ernte begann.

Am heutigen Vormittag war er nun wieder auf dem Heidbrinkhofe eingetroffen und hatte sich erst mal

durch einen sehr ausgedehnten Mittagsschlaf für die versäumte Nachtruhe schadlos gehalten.

Jetzt stand er in dem breiten, eichengetäfelten Hausflur und dehnte und reckte die kräftige, hochge- wachsene Gestalt, das einzige Erbeil seines Vaters. Sonst hatte er alles von der Mutter: das dunkle Haar, die heißen, dunklen Augen, das sorglose Lachen, über- haupt sein ganzes Wesen.

„Lene!“

„Ja? Was soll ich?“

Die Flurtür, die in den Garten hinaus führte, öffnete sich, und herein schob sich die kleine, bewegliche Gestalt einer alten Frau. Es war Lene, die Haus- hälterin, die nun schon über fünfundsiebenzig Jahre auf dem Heidbrinkhofe tätig war und ihm unschätzbare Dienste geleistet hatte. Jetzt freilich wurde sie älter und gebrechlicher und litt zeitweise arg an Rheuma. Aber wenn die Beine auch nicht mehr so flink liefen wie ehemals, die Augen hatte sie auch jetzt noch überall.

„Sind die beiden Knechte hin zur Eulenwiese zum Vormähen?“

„Ja, sie sind schon bald drei Stunden weg.“

„So. Dann fahre ich jetzt mit der Mähmaschine hinterher. Es ist nicht mehr so heiß, die Pferde halten es jetzt schon aus.“

Er schritt hinaus auf die breite, mächtige Diele, hinüber zu den Pferdeställen.

Lene sah ihm lächelnd nach. Er war doch ein statt- licher Mensch. Man mußte ihm gut sein und konnte ihm seine gelegentlichen Windbeutelereien, wie zum Bei- spiel diese letzte Reise, nicht übelnehmen. Und tüchtig war er doch auch. Was er anfaßte, das flog ihm nur so von der Hand. So dauerte es auch jetzt kaum eine Viertelstunde, da rasselte die Mähmaschine vom Hof.

In der Eulenwiese hatten die Knechte gerade den Vorschritt beendet, als der junge Bauer eintraf. Der Schweiß perlte ihnen von der Stirn, und sie meinten, soviel Gras sei in der Eulenwiese seit Jahren nicht mehr gewachsen.

Hanns übergab dem Großknecht das Gespann. Er selbst nahm eine Forke und begann die dicken Schwaden auseinander zu streuen. Hierbei kam er auch an den Rand der Wiese, die rings von Gebüsch eingerahmt war. Vorsichtig bog er das dicke Strauchwerk aus- einander und spähte hindurch. Drüben die Nachbar- wiese gehörte den Meinharts. Sicher hatten die schon gemäht, und wenn er Glück hatte, dann konnte er Margret Meinhart einmal wieder sehen.

Richtig! Das Heu war dort schon zum größten Teil zusammengeharkt, und da drüben, zwischen den Wällen, eine helle, schlanke Gestalt: Margret! Und allein! Sie hatte den Hut abgenommen, und der leichte Westwind spielte mit ihrem schimmernden Blondhaar. Gleichmäßig zogen die festen, runden Arme die Harke, denn Heurechen und andere moderne Hilfsmittel konnten die Meinharts sich nicht leisten.

Hanns Heidbrinks Herz tat ein paar rasche, heiße Schläge, und seine Augen leuchteten auf. Ein Pracht- mädel war sie doch, die Margret! Wo anders fand man soviel Anmut in den Bewegungen, soviel Vorzüge des Körpers und der Seele vereint?

In der ganzen Umgegend gab es kein einziges Mädel, das mit ihr zu vergleichen war. Hanns dachte an die vielen Frauen, die er schon geküßt. Es war keine darunter, die sich mit Margret Meinhart messen konnte. Er dachte auch an Milla Luz. Wie konnte sie lachen und tändeln, wie heiß konnte sie küssen! Das Blut vermochte sie wohl in Wallung zu bringen, die Sinne zu erregen, aber bis ans Herz drang das nicht. Eigentlich hatte sie selbst ihn bei seiner Reise nicht so sehr gelockt wie der Gedanke an die Abwechslung. Solche Frauen liebte man nur für ein paar flüchtige Stunden;

man vergift sie, wie der Schmetterling die Blume vergift, an der er genippt hat.

Wie anders war dagegen Margret Meinhart! Hanns dachte an jenen Sonntag vor Jahresfrist, als er sie nach langen Jahren zum ersten Male wieder sah. Sie war ihm begegnet, als er in Gesellschaft seiner Freunde, der Viehhändler Bremer und Holbing, die Dorfstraße herunter kam. Verblüfft über ihre Schön-

heit, hatte er ihr nachgestarrt und schon damals gefühlt, daß dieses Mädchen etwas Besonderes war.

Seine Freunde hatten gelacht.

„Na, gefällt dir die? Hübsches Mädel, was? Aber laß nur lieber deine Finger davon, bei der wirst selbst du kein Glück haben. Alle läßt sie abblicken, einfach nicht ranzukommen, sag ich dir —“

(Fortsetzung folgt.)

## Verabredungen

Von Otto Wilhelm Beise.

Je näher Annemarie dem verabredeten Treffpunkt kam, desto langsamer wurden ihre Schritte. Wirklich; es war schon so: was ihr anfänglich als ein lustiges Abenteuer erschienen war, das bekam allmählich ein schlimmeres Gesicht. Das sah jetzt gar nicht mehr lustig und heiter aus, und das Herzklopfen, das Annemarie plötzlich überfiel, belehrte sie darüber, daß ihrem Gewissen nicht ganz wohl war bei der Geschichte.

„Ich hätte mich nicht überreden lassen sollen von Grete,“ überlegte sie immer wieder. Aber natürlich war es wohl schon zu spät, um irgendetwas rückgängig zu machen. Und dann kam wieder jene leichte Bitterkeit, die sie immer überfiel, wenn sie lange und ernsthaft über ihr Verhältnis zu ihrer großen, schönen Schwester nachdachte. Die so sicher und stolz und unberührt durch alle Schwierigkeiten des Lebens hindurchging, die ganz bestimmt nur wenig Herz hatte, und der doch die Herzen aller Menschen entgegenflogen. Aller Männer zumal, aber auch ihr, Annemaries eigenes, unbehültes und unerfahrenes Herz.

Da war sie nun am Eingang des Parkes, und da stand auch schon Herr Thurau. Annemarie erkannte ihn sofort nach Bildern, die ihr Grete zuweilen gezeigt hatte. Nun, da nichts mehr zu ändern war, mußte sie doch noch einmal tief Atem schöpfen. Ja, sie mußte sich auf einer der weißgestrichenen Bänke niederlassen und erst einmal ein bißchen überlegen, was sie eigentlich sagen sollte.

Da hatte sie nun Zeit genug, den Mann, der drüben am Eingang zum Park wartete, mit Muße und unauffällig zu betrachten. „Er ist eigentlich nicht hübsch,“ dachte Annemarie. Es wäre ihr schwerer geworden, sich ihres Auftrages zu entledigen, wenn er eine schöne, auffallende Erscheinung gewesen wäre. Aber da war etwas anderes an ihm, das ihr wertvoller zu sein schien, als die äußerliche Schönheit. Irgendein Zug in seinem Wesen, der Vertrauen einflößte.

„Eigentlich paßt er so gar nicht zu Grete — sie hatte auch bisher immer einen ganz anderen Geschmack,“ sagte sich Annemarie. Und hätte wohl noch weiter darüber nachgedacht, wenn der andere, der Mann, nachdem er mehrere Male die Augen über die Straße hatte schweifen lassen bis zu der Ecke, von der aus Grete hätte kommen müssen, nicht plötzlich deutliche Anzeichen von Ungeduld gezeigt hätte. Er sah nach der Uhr, und nun gab Annemarie sich einen Ruck, stand auf und ging mit zögernden, etwas schleisenden Schritten auf ihn zu.

„Herr Thurau, nicht wahr?“, fragte sie und sah ihn mit einem verlorenen Lächeln an.

„Ja,“ erwiderte der Angesprochene überrascht, „aber...“

„Ich bin Gretes Schwester,“ erklärte Annemarie stotternd.

„Gretes Schwester?“, wiederholte Herr Thurau fragend. „Fräulein Grete hat mir nie gesagt, daß sie eine Schwester hat.“

„Das glaube ich,“ bestätigte Annemarie. „Sie spricht wohl überhaupt am liebsten nur...“ Aber dann hielt sie plötzlich inne — nein, sie wollte nichts Unfreundliches über Grete sagen zu diesem Manne, der doch Grete gewiß liebte und es nicht gern hören würde.

„Ja,“ sagte Herr Thurau wieder, und man sah es ihm an, daß er angestrengt nachgrübelte. „Also Ihre Schwester

Grete schickt Sie, und gewiß sollen Sie mir etwas ausrichten, nicht wahr?“

Annemarie nickte eifrig. „Ja,“ meinte sie. „Meine Schwester, die läßt Sie durch mich bitten, Sie für heute zu entschuldigen. Sie hätte eine wichtige Verabredung und sie könnte daher nicht kommen.“ Und während sie diesen Satz wie etwas auswendig Gelesenes herunterhasselte, dachte sie noch: „Romisch — ich würde jedenfalls diesen Herrn Thurau wegen des anderen nicht fallen lassen.“

„Eine wichtige Verabredung? So... so,“ sagte Herr Thurau leise. „Und mit wem hat sie denn diese Verabredung?“

„Mit — ich...“ und Annemarie wurde flammend rot. Da hätte sie ja die Geschichte schön verderben können. „Mit ihrer Schneiderin, Herr Thurau,“ sagte sie eifrig, „wegen eines Kostüms, das sie sich machen lassen will.“

Der Mann sah Annemarie sehr lange an. Er mußte ein bißchen auf sie herabsehen, denn er war groß und die ganze Annemarie war nur ein schmales, zierliches, kleines Persönchen. Nun lächelte auch er — und es war kein ungutes Lächeln.

„Man hätte meinen sollen,“ sagte Herr Thurau sehr langsam, „daß diese Besprechung mit der Schneiderin auch für einen anderen Zeitpunkt verabredet werden konnte. Aber im großen und ganzen ist es sehr gut, daß es Schneiderinnen gibt — es gibt viele Frauen, für die die Möglichkeit einer Konferenz mit ihrer Schneiderin überaus wichtig ist. So etwas muß der Mann einer Frau immer glauben, nicht wahr? ... Und vielleicht glaubt er es auch wirklich.“

Annemarie gab keine Antwort.

„Immerhin,“ fuhr Herr Thurau fort, „ich bin ein sehr beschäftigter Mann. Und ich habe immer einige Mühe, mich für den frühen Nachmittag frei zu machen. Nun habe ich einen freien Nachmittag — aber was fange ich jetzt damit an?“

„Sie wären doch gewiß mit Grete spazieren gegangen, oder vielleicht hergesehen, vor die Stadt?“, fragte Annemarie.

„Sicher wäre ich das,“ sagte Herr Thurau mit stillem Lächeln. „Aber nun — und so allein...“

„Wenn Sie mit meiner bescheidenen Gesellschaft vorlieb nehmen wollen,“ flüsterte Annemarie.

Herr Thurau richtete sich auf: „Aus Mitleid?“, fragte er scherzend.

„Nein,“ widersprach das Mädchen eifrig. „Nicht aus Mitleid, wirklich nicht. Im Gegenteil — Sie würden mir eine Freude machen... ich habe nie jemanden, der mit mir einen Spaziergang macht oder so...“

Herr Thurau sah sie offen an. „Wirklich nicht?“ fragte er, und Erstaunen malte sich in seinem Gesicht. „Das — nein, das zu glauben fällt mir schwer.“

„Wirklich nicht,“ wiederholte Annemarie.

„Das ist gut — sehr gut ist das...“, erwiderte er.

„Dann... also wenn wir ein bißchen forsich zugehen, erzwischen wir noch die Bahn um halb vier, dann sind wir um vier oder wenig später draußen und können den ganzen langen Nachmittag und Abend im Freien verbringen. Ich weiß da ein kleines Gasthaus, wo man wunderbar zu Abend essen kann, Landbrot und dicke Milch und allerhand andere Genüsse.“

„Bunbervoll,“ unterbrach ihn Annemarie. Um dann gleich, damit sie nur ja nicht mißverstanden werde, hinzuzusehen: „Unter der Bedingung, daß ich für mich bezahle.“ „Selbstverständlich,“ lachte der Mann. „Sie sollen für sich bezahlen — eine Bedingung, die ich ohne weiteres annehme, heute noch ...“

Spät am Abend, da er sich vor ihrer Haustür verabschiedete und Annemaries Hand vielleicht ein wenig länger in der seinen hielt, als es unbedingt nötig gewesen wäre, sagte er: „Nächsten Dienstag — ja, da habe ich einen gan-

zen Tag frei. Und da wollte Ihre Schwester Grete eigentlich mit mir nach Ruzendorf hinausfahren. Das geht nun leider nicht — eine wichtige Verabredung, vielleicht entschuldigend Sie mich bei ihr. Aber wenn Sie, Sie selbst ... also, der Zug geht um sieben Uhr sechzehn ab, und das ist natürlich sehr früh. Jedenfalls werde ich rechtzeitig auf dem Bahnhof sein.“

„Ich stehe furchtbar gern früh auf,“ kam Annemaries Antwort. Und ihr helles, frohes Lachen war das Letzte, was Herr Thurau hörte, ehe die Tür hinter ihr ins Schloß fiel.

## „Berein rechtlich denkender Männer“

Eine lustige alte Geschichte von Erna Büsing

Es war ihnen weder eine lockende Meerjungfrau noch der Unheil verkündende stiegende Holländer begegnet, und dennoch waren alle Schiffsleute verdrossen. Auf einmal hatten sie nichts, aber auch gar nichts mehr im Sinn mit der ganzen christlichen Seefahrt. Sie saßen an Deck der Dreimastbark „Nabeau“, spudeten ins Wasser, dösten sich an und redeten hin und wieder von der Aufgabe des Gewerbes.

Es war ja auch zu ärgerlich, daß plötzlich die Handelsverträge geändert und der Zoll herabgesetzt worden war, denn bis jetzt war Schmuggelware ihre gut bezahlte Ladung gewesen. Schmuggelwaren verstanden sie zu verdecken und zu tarnen. Es machte ihnen wirklich Spaß, jedweden Auspaffer ein Schnippschen zu schlagen. Bislang hatte noch keine Polizeibehörde die „Nabeau“ bekommen, weder zu Wasser noch zu Lande. Ihr Kapitän war ein verwegener Seefahrer, er hatte Augen wie eine Kacke. Es gab viele Kapitäne, die sich bei Nacht und Nebel und Sturm ohne einen Lotfen in die Häfen hineinfanden, aber es gab keinen so kacke Kapitän wie den der „Nabeau“, der jedweden Schlupfwinkel an den Küsten wußte, der hart neben einem Steinriff ankerte, und dem irgendein guter Schutzgeist gerade vor einer leichtesten Stelle noch schnell günstigen Wind in die Segel blies, daß er sich mit seiner „Nabeau“ auf und davon machte.

Wer eigentlich Besitzer des Schiffes war, wußte die Besatzung nicht genau. Er fuhr für ein kleines Kontor, das offiziell mit Holz und Salz handelte. Holz und Salz hatte die „Nabeau“ auch den Schiffspapieren gemäß an Bord. Nun ja, man wußte doch eine Dede über die Schmuggelware haben. Aber ein Salzschiß war die „Nabeau“ nicht. Die Mannschaft lachte in sich hinein, wenn sie nur an Salzschiß dachte. Die Salzschiße waren Totenschiffe, Seelenverkäufer mit morschen Planken, mit der Windmühle auf dem kreuzlahmen Deck. Die „Nabeau“ aber war die schmuddeste Bark, die man sich denken konnte. Ein seetüchtiger Sealer, der gleichmäßig seinen Weg mit tiefen Verbeugungen durch die Wellen stampfte.

Und nun sollten sie die „Nabeau“ verlassen? Nein, das ging nicht. Das war bei allem Mißgeschick und aller Verworrenheit ihrer jetzigen Lage nicht möglich. Erstens des Schiffes und zweitens ihrer selbst wegen nicht. Die „Nabeau“ gab man nicht aus den Händen, das war Ehrensache. Die „Nabeau“ hatte ihnen treu beigekanden in aller Gefahr, sie hatte die Mannschaft nie im Stich gelassen. Und sie selbst? Wo sollten sie hin? Sie waren zweifelsohne gute Seefahrer, aber an Land lungerten so und so viele herum, die Mut zur Seefahrt und Mark in den Knochen hatten. Ferner war die Heuer auf der „Nabeau“ gerade keine Empfehlung. Nach ein paar Fährchen hatte man wohl ihre geheimnisvollen Fahrten vergessen, doch was nützte das, man hatte nicht mit der Zukunft, sondern mit dem Jetzt zu rechnen! Das sollte gemeißelt werden.

Da fragte plötzlich der Steuermann, der von der Mannschaft nie Steuermann, sondern immer nur „das gelehrte Haus“ genannt wurde: „Kapitän, können Sie über die „Nabeau“ verfügen?“ Worauf der klar und deutlich antwortete: „Ja.“ Darauf verkrochen sich beide ins Kapitänszimmer, und die Mannschaft wartete geduldig, nur hin und wieder trauelte sich einer den Kopf. Der Steuermann hatte einst Goldmacher werden wollen. Gold hatte er nie gefunden, doch war er nach und nach zu einer eigenartigen Farbenlehre gekommen. Bald lachte der Kapitän dröhnend und nach und nach lachte die ganze Besatzung. Soviel ausgelassene Heiterkeit hatte noch nie die Räume der „Nabeau“ durchtobt. „Das gelehrte Haus“ ging persönlich an Land, und bald rollten mehrere Käffer Farbe an Bord. Richtiggehend bestellt und auf Heller und Pennia bezahlt.

Dann ging die „Nabeau“ nach Cuba in See. Die Mannschaft verschmizten Gesichtes, beglückt durch ihr Geheimnis.

Es war die Zeit, wo man den Sklavenhändlern recht übel gesonnen war und es sehr energisch verstand, ihnen ihre Ware abzujaagen. Desto begehrter waren natürlich die Sklaven. Auch stiegen sie merklich im Preise. Und die „Nabeau“ legelte bald um Cuba. Offiziell führte sie landwirtschaftliche Geräte ein,

und heimlich verkaufte sie Sklaven. Der Kapitän der „Nabeau“ war an die unmöglichsten Ankerplätze gewöhnt. Er fürchtete weder die Sandbänke noch die Korallenriffe. Erst suchte er die verschwiegene natürlichen Häfen auf und schließlich wurde er frech und kühn und ankerte in Santiago und Havana.

Dann aber nahm sie für Nimmerwiedersehen Kurs auf Mexiko. Jeder Mann der Besatzung hatte einen schönen Baken Geld, und das war wie folgt erworben.

Bei jeder Ankerung wurden nur ein paar landwirtschaftliche Geräte und sehr viele Sklaven an Land gebracht. Diese waren prächtige, tief schwarze Kerle. Die einzelnen Pflanzerteile stellten sie unter sich. Die Sklaven arbeiteten brav bis zum zehnten Tage. Dann wurden sie krank. Die weißen Herren bekamen es mit der Angst, weil nun das gelbe Fieber sogar die Schwarzen überfiel. Der Sklave wurde in einer abseits stehenden Baracke seinem Leiden überlassen und floh in der Nacht. An eine Verfolgung und an ein Wiedereinfangen war nicht zu denken; denn als weißer Mann nahm er seinen Weg nach der „Nabeau“. Die Kracht hatte nämlich nicht aus Sklaven bestanden, sondern die Schiffsbesatzung hatte sich, gut angefräht, als Sklaven zu hohem Preise verlaufen lassen. Am zehnten Tage wurde verabredungsgemäß ein jeder krank, wusch sich mit einem Entfärbungsmittel und, glücklich im Hafen angelangt, tat er wieder auf der „Nabeau“ seinen Dienst. Nachdem die beiden großen Hafenplätze angelaufen waren und der Streich auch dort als geglückt gebucht werden konnte, verschwand die „Nabeau“ für immer aus den Schiffsregistern. Sie wurde in Mexiko verkauft, konnte eine wohlangelegene Kontorsflagge hochziehen und war fortan als „San Juan“ ein ehrliches Handelsschiff.

Einem oder dem andern Mann der Besatzung war man wohl auf der Spur, aber damals gab es noch keine Fingerringe und kein Radio und keine drahtlose Telegraphie, und etwaigen polizeilichen Verfolgungen waren mithin recht enge Grenzen gezogen.

Was hatten sie denn überhaupt Unrechtes getan? Der Sklavenhandel war verboten. Der Kapitän behauptete daher, seine Mannschaft habe sich zum „Berein rechtlich denkender Männer“ zusammengeschlossen, die auf ihre Art und Weise den Sklavenhandel bekämpft hätten. Die hartherzigen Pflanzter hätten nur im Geldbeutel Gefühl, und das sei merklich getroffen worden. Die Sklavenfrage aber sei ganz und gar eine Sache des Gefühls. So fand sich auch keiner, der den Büttel für die Menschenkäufer spielte.

Als dann am 8. Mai 1880 die Sklaverei auf ganz Cuba aufgehoben wurde, war bereits jeder einzelne des „Bereins rechtlich denkender Männer“ ins bürgerliche Dasein getrudelt. Der eine hatte eine Wirtschaft in einem Hafenort, der andere baute Kohl, und der Kapitän befehligte einen Radlastendampfer, der mit Ausflüglern den Hudson besuhr. Man verspürte in ihnen die weitgereisten Männer, und daher war es ihr Schicksal, Geschichten erzählen zu müssen. Sie erlogen Diebstähle von goldenen Tempelgöttern, Liebchaften mit glutäugigen Kreolinnen und Abenteuer mit Tiefseefischen im Saraogassa- Meer. Alles wurde ihnen geglaubt. Nur die Sklavengeschichte wurde allgemein mit Lachen abgetan und als Schifferlatein bezeichnet, und dabei ist ausgerechnet sie wortwörtlich wahr, nachzulesen in den Polizeiberichten von Havana und Santiago.

### Fröhliche Ecke

#### Irrtum

Richter: „Sie haben Ihren Schirm auf dem Kopfe Ihres Gegners zerbrochen!“

Beklagter: „Das war ein Irrtum!“

Richter: „Wieso ein Irrtum?“

Beklagter: „Es war nicht meine Absicht, den Schirm zu zerbrechen!“